



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Clemens Brentano

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verzehren mußte, wollt' ich die Auslagen dafür nicht verlieren. Ich habe einmal vier Wochen lang buchstäblich von Gänsefleisch gelebt, wobei ich völlig verdummte. Städte mit Wasser übertrugen Städte ohne Wasser; im Ganzen machte sich's, hätte noch ein Weilchen vorgehalten, — da setzt sich das abgeschmackte Weibsbild in den Kopf, Todes zu sterben. Sie unterlag dem Heimweh, das heißt in unsrer Sprache: der Sehnsucht nach frischem Thran! Was ich ihr von dieser Gattung kredenzte, schien ihr nicht mollig, nicht glattt genug. Einen Tag vor ihrem Tode soff sie mir meine Nachtlampe aus, schüttelte sich und stöhnte: Aih, wahi, pui, hui, pui, waih! was in ihrer Zunge etwa sagen wollte: viel zu matt, kein Aroma! Der Wittwer hielt's nicht aus, ohne sie allein. Er kündigte mir den Contract und begab sich nach Hause. Wahrscheinlich hat er eine Seekuh geheirathet."

Herrn Schramprl's lebhafter Vortrag, den ich hier nur höchst unvollkommen nachzubilden vermochte, weil ich nicht im Stande bin, sein geläufiges, doch seltsam componirtes Französisch wiederzugeben, hatte wenigstens dazu gedient, unsrem Anton über seine trübe Stimmung und die Beschwerlichkeiten des Schneemarsches fortzuhelfen.

Der Kutscher hielt an, die Pferde zu tränken, und der Riese warf einen Blick in die Kutsche, nach „seinen Kleinen."

Sie waren also nach Pamela's Tode noch einmal verheirathet? fragte Anton.

„Wie so, noch einmal?" fragte Schramprl erstaunt zurück.

Das müssen Sie besser wissen, als ich. Ich meinte nur, da Sie doch drei Kinder besitzen . . .

„Kinder? Ich? Könnte mir nicht einfallen."

So sind das Ihre Pflegekinder, die hier im Wagen schlummern?

„Schöne Kinder! Der Husar hat seine achtundzwanzig, die beiden Dirnen zusammen wenigstens funfzig Jahre."

Zwerge, also?

„Natürlich; was denn sonst? Die beiden Schwestern hab' ich in der Schweiz von ihren Aeltern gekauft; mit denen reis' ich jetzt schon seit länger als zehn Jahren. Den Kerl hab' ich erst vor drei Jahren in Turin gefunden, und hab' ihn mitgenommen. Der insolente Schlingel bezieht förmlich Gage, hat sein eigenes Zimmer in meinem Hause, — . . ."

In Ihrem Hause?

„Welches oben auf den Wagen gepackt ist." u. s. w. —

Clemens Brentano.*)

Wir setzen unsre im Heft 45 begonnene Kritik Brentano's nach dem Erscheinen von zwei neuen Bänden fort. Der eine derselben, Band 2, enthält die weltlichen Gedichte. Es sind darunter einzelne sehr schöne, auf die wir auch die Musiker aufmerksam machen möchten. Wir haben schon in unsrem vorigen Aufsatz angedeutet, worin die Eigenthümlichkeit seiner Lyrik besteht. Er ist unfähig,

*) Gesammelte Schriften in 7 Bänden. Frankfurt, Sauerländer. 2. u. 5. Band. Grenzboten. IV. 1851.

plastisch zu gestalten, und seine Figuren in ein lebendiges Bild zu gruppiren; aber er ist in hohem Grade Herr über die Stimmung. Bei kleinen, im Volkston gehaltenen Liedern reicht das vollkommen aus, bei größeren Ausführungen dagegen werden wir durch das Verwaschene der Zeichnung verwirrt. Allein auch jene Stimmung macht selten einen ganz reinen Eindruck; nicht blos darum, weil sie unausgefüllt trübe ist, sondern auch, weil sie in ihren Motiven etwas Räthselhaftes hat. Wir haben es nicht mit jener Melancholie Mathisson's zu thun, die eigentlich sehr behaglich ist, und ihre Schatten nur anwendet, die Physiognomie interessanter zu machen, aber auch nicht mit jenem finstern Zorn, wie er sich in Lenau ausspricht, überall durch einen bestimmten Gegenstand des Hasses angeregt. Brentano's Stimmung ist zwar nicht frei von Coquetterie, aber es verbirgt sich auch ein wahres Gefühl dahinter, und wir werden verstimmt, weil wir über den Ursprung dieses Gefühls nichts erfahren. In einem Gedicht, Scenen aus meinen Kinderjahren, fängt er an: „Oft war mir schon als Knabe alles Leben ein trübes, träges Einerlei u. s. w. . . . Kein lieber Spielwerk hatt' ich, als ein Glas, in dem mir Alles umgekehrt erschien. . . . Ich wollte damals Alles umgestalten, und wußte nicht, daß Aenderung unmöglich, wenn wir das Aeußere, nicht das Innere wenden, weil alles Leben in der Wage schwebet, daß ewig das Verhältniß wiederkehret u. s. w. . . . Der Ekel und die Mühe drückten mich, ich blickte rückwärts, sah ein schweres Leben, und dachte mir das Nichtsein gar viel leichter.“ — So wechseln die Stimmungen, ohne daß wir den Leitfaden dafür finden. Es geht uns gerade wie seinem Vater, der auch bei dem Anschauen dieser Phantasten nur den Kopf zu schütteln wußte, und der auch keineswegs überführt wurde, als der Knabe seine Sehnsucht an ein Marmorbild knüpfte, über dessen traurige Züge er sich Gedanken machte. „Ein ew'ger Streit von Wehmuth und von Kühnheit, der oft zu einer innern Wuth sich hob, ein innerliches wunderbares Treiben u. s. w.“ das Alles löst uns das Räthsel nicht. — So ist es auch mit einem zweiten Gedicht: Rückblick. Er klagt zuerst, daß er mit sehr vielen Leuten umgegangen sei, die ihm aber alle todt und stille vorgekommen wären, daß sie zwar viel von hohen Freuden gesprochen, aber sich eigentlich immer nur im engen Kreis gedreht hätten; daß die Kränze, die er gepflückt, nur in seinem Innern gewachsen seien; da hätte er sich endlich, um seine Tiefe zu ergründen, in sein eigenes Herz versenkt, aber auch da hätte es ihn wieder in die Außenwelt getrieben; dann sei ihm das Leben wie ein Traum erschienen, und er hätte von eiskalten Stimmen die Worte gehört: „Das Herz will vor Wonne verzagen.“ So kommt ihm noch jetzt das Leben schal vor.

Wohl muß ich es gestehen,
 Daß Dinge mich umscheinen, Menschen gleich;
 Zu hören sie, ja leibhaftig sie zu sehen
 Kann ich nicht läugnen; doch bleibt mir dies Reich

Der Welt so fremd und hohl, daß all ihr Drehen
 So viel nicht schafft, daß mir der Zweifel weich',
 Ob Sein, ob Nichtsein seinen Spuk hier treibe,
 Ob solcher Welt auch Seele wohn' im Leibe!

Diese vollständige Abwesenheit alles Idealismus hängt mit dem Mangel an Ernst zusammen, der nicht nur bei Clemens Brentano, sondern bei seiner ganzen dichterischen Familie gefunden wird, wenn er auch z. B. bei seiner Schwester Bettine einen ganz entgegengesetzten Ausdruck gewinnt. Aber die glänzenden, mit einem gewissen Jubel ausgeförmten Phantasien der Letztern haben doch im Grunde eben so viel Fragenhaftes, als die trüben Vorstellungen ihres Bruders. Es ist wunderbar, wie durch die verkehrte Stimmung auch die Bilder und Vorstellungen verwirrt werden. So beginnt eine Ballade: „Trennlieb ist verloren!“ mit dem Traum des Dichters, der sein Liebchen sucht. Sie ist zuerst bei einem Hirten gewesen, dann hat sie ein Jäger entführt, dann ein Müllerbursche, ein Reiter, ein Student, ein Schmidt, endlich ein Todtengräber. Auch bei Diesem sucht sie der arme Dichter mit großer Angst; er erhält die Antwort:

Trennlieb war bei mir manche Nacht
 Und sang mir freche Lieder,
 Und wenn ich ein Fräulein zu Grab gebracht,
 Da stahl sie ihr das Nieder.
 Sie stiehlt der Braut den Jungfernkranz,
 Die schwarzen Todtenschuhe,
 Die zieht sie an und geht zum Tanz
 Und nimmt den Leichen die Ruhe.
 Und als sie nach goldenen Ringen sucht
 Mit gierigem Verlangen,
 Der todte Jude, der tiefverflucht,
 Hat zärtlich sie umfassen.

Aber auch bei dem todten Juden in der Schindergrube sucht der Dichter sie vergebens. Sie hat sich zuerst mit einem Gehentken am Galgen abgegeben, und ist dann mit dem Teufel zum Blocksberg geritten. Der Teufel endlich zeigt sie ihm.

Geh, nimm sie wieder, da sitzt sie,
 Beschmutzt auf schmutzigem Flecke! —
 Bist Du Trennlieb? ich laut aufschrie,
 Als ich sie dort entdeckte.
 Trennlieb, Trennlieb ist nicht allhie,
 Sie spukt Dir im Gehirne,
 Trennlieb ist Dichterphantasie,
 Und ich bin eine Dirne.
 Trennlieb, Trennlieb ist verloren. —

Diese seltsamen Phantasien erinnern auffallend an Heine's spätere Dichtun-

gen, und in der That finden wir mehrere Balladen, die ihrem Ton wie ihrem Inhalt nach wol von Heine herrühren könnten, so wie andere kaum von Novalis zu unterscheiden sind. Bei den meisten ist beides gemischt. So ungesund übrigens jene Stimmung ist, so dürften doch diejenigen Gedichte, die sie ausdrücken, an poetischem Werth die übrigen überragen. Es kommt uns freilich seltsam vor, wenn sich der Dichter in endlose Strophen über die Todesart, die er am meisten vorziehen möchte, ausspricht, und die verschiedenen Stimmen der Natur, die ihn zurückhalten wollen, bitter anklagt, oder wenn er in allen Liebesen, die er anbetet, neben ihren Vorzügen eine vollständige Schlechtigkeit entdeckt. Aber diese traurigen Melodien klingen uns doch besser ins Ohr, als die kindlichen Reimereien von Trippel trippel trap, als die Prosa der Satyren und Gelegenheitsgedichte und als der forcirte Humor, der sich in einzelnen Strophen vergeblich abquält, durch ausschweifende Lustigkeit die trübe Grundstimmung zu verdecken. Einzelne von diesen Liedern, z. B. die lustigen Musikanten, Loreley u. s. w., sind bekannt und mit Recht geschätzt. Es würde sich noch eine ziemliche Zahl an sie anreihen. Auffallend scheiden sich von den übrigen Gedichten die zur Zeit des Freiheitskriegs geschriebenen, die ganz in der Manier Schenkendorf's und Rückert's gehalten sind, und die einfach und klar die angemessene Stimmung ausdrücken. Recht hübsch ist z. B. ein Lied, welches er im Namen Körner's an die Victoria richtet. Die Zahl der Gelegenheitsgedichte ist sehr groß und auch in den übrigen finden sich weit mehr Anspielungen auf Familienspäße und Stichwörter, als der gute Geschmack verstatet.

Der fünfte Band enthält den zweiten Theil der kleinen Schriften. Den größten Theil füllt „Sinkel, Gockel und Gackeleia“ aus. Dieses alberne und ganz abgeschmackte Nachwerk erschien zuerst im Jahre 1838, und ist eine Fortsetzung des in unserm vorigen Referat besprochenen armen Kindes von Hennegau, ein in unerträglicher Breite und Pedanterie ausgeführter Spaß, der auf der fortwährenden Vermischung des Hühner- und Menschenlebens beruht, eine kindische Märchenwelt, die aber den einzigen Vorzug entbehrt, der das Märchen vor anderen Dichtungsarten auszeichnet, nämlich das Naive, Handgreifliche und Entschlossene der Erzählung. Fortwährende Anspielungen auf künstliche Witz, die nur einem kleinen Kreise verständlich sein können, eine Phantastik, die alle Grenzen überschreitet, und dazwischen wieder der hausbackenste Realismus, das sind die charakteristischen Eigenschaften dieses gestaltlosen Products. Wie alle seine Erzählungen, ist auch diese von vielen Gedichten durchwebt, von denen das eine einen recht hübschen Klang hat:

Wie so leise die Blätter wehen
In dem lieben stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehen,
Läßt ihr goldnes Hemdelein

Sinken auf den grünen Rasen,
 Wo die schlanken Hirsche grasen.
 In dem rothen Abendchein u. s. w.

Aber was ist auch das für eine närrische Plastik! Um recht kindlich und naiv zu sein, gebraucht der Dichter aus der gewöhnlichen sinnlichen Anschauung Bilder, die weder ihrem Zweck entsprechen, noch einen reinen Eindruck machen, am wenigsten einen komischen.

„Die Rose, ein Märchenfragment,“ ist eine Mischung von allfränkischem Wesen und dem phantastischen Idealismus von Novalis. Mitunter sind die verwirrten Bilder dieses Fragmentes sinnig genug, und wir möchten ihnen lauschen, aber es klingt uns wie eine fremde Sprache, von der wir nichts verstehen, als den sinnlichen Laut. So geht einmal ein König im Garten spazieren. „Er ging mit all seinen Gedanken in der herrlichen Nacht herum Bald sah er den fliehenden Wolken nach, bald blickte er zu den Sternen hinauf, die ihm wie schöne Blumen erschienen, welche ihren Kelch auf der blauen Fläche des Meeres wiegen, oder er sah in den Mond und glaubte, es fielen tausend goldene Angeln aus ihm in sein Herz, und zögen seinen Sinn ganz mit hinauf. Betrachtete er aber wieder den Garten, so gefiel er ihm gar nicht mehr; er dachte dann, er sei ja doch sein, und wenn die schimmernden Blüthen, die über ihn ausgestreut waren, nicht alle von da oben herabfielen, so wäre er doch nicht mehr und nicht weniger als ein großer Kirchhof, und die Bildsäulen wären lauter Grabsteine von Schönheiten, die wir gar nicht begreifen könnten, wenn sie lebendig würden. So kam er sich selbst ganz verändert vor, und konnte nicht ergründen, wie das zugeht.“ — Wir auch nicht.

Das „Fragment aus Godwi“ leidet zwar auch an einer ziemlichen Zusammenhangslosigkeit und an einer unklaren Erzählung, aber wir haben es doch mit wirklichen Menschen zu thun, an deren Empfindungen und Vorstellungen wir wenigstens anknüpfen können. Die beiden Frauen, die in demselben auftreten, Marie und Annuncjata, sollen die beiden Schwestern des Dichters, Meline und Bettine, bedeuten. Die Letztere, der ideale Charakter des Romans, schreibt einmal in ihr Tagebuch: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist wunderbar, was ich Vieles empfinde, wenn ich so über die mancherlei Blumen hinsehe. Mein Denken verliert sich dann, in jedem Kelch ertrinken einige Begriffe von mir, und ich fühle mich leichter als vorher, und willenloser müde. Manchmal sehe ich meinem Gedanken ordentlich zu, wie er sich auf dem sanften Rand der Lilia kindisch schaukelt; aber bald ängstigt ihn die Welt um ihn herum, es ist ihm, als wären alle Bäume und Berge, ja Alles, die ganze Erde, eine Kette von gebundenen Ewigkeiten, und er hält sich bange am sammtnen Blumenblatte fest u. s. w.“ Was das heißen soll, können wir freilich mehr ahnen als wissen, aber charakteristisch ist es in der That, wenigstens hätte es Bettine eben so gut

schreiben können, als Clemens. — Godwi selbst ist ein Vorbild der späteren Blasirten, die unsre Literatur in neuerer Zeit überfluthen. Einmal sitzt er allein am Tisch, spielt mit dem Messer, „und fühlt jene fatale Ruhe der Selbstverachtung, um die sich schöner Schmerz bewegt.“ Trotz dieses wunderlichen Ausdrucks ist es doch wenigstens eine Spur von Realismus, wenn von ihm gesagt wird, er empfinde Alles, „was ein Mensch leidet, dem das Leben durch innere Fülle und äußern Ueberfluß lange so leicht als Tugend und Laster war, und der mit wenigem gerettetem Selbstgefühl in die Geschichte einfacher liebender Menschen tritt, ohne doch von ihnen eigentlich als ein Wesen anerkannt zu werden, das wirklich Theil an ihnen hat.“ Auch diese Person zeichnet ihre Einfälle in ein Tagebuch. Sie zeigen Bitterkeit und Selbstverachtung, mitunter eine Art von Muthsaffen, die einer gewohnten Frivolität sehr ähnlich ist; dabei doch guten Willen, aber selbst für diesen guten Willen Verachtung. Welcher Art die Einfälle sind, möge man aus einigen Beispielen sehen. „Vor vielen Dingen soll man Ehrfurcht haben, man soll sie ehren, und nirgends möchte ich so gerne laut sprechen oder pfeifen, als in der Kirche, nicht um gehört zu werden, sondern um es zu hören; ich möchte auch wohl gerne in einem liederlichen Hause beten, und über eben diese Gelüste kann ich sehr traurig werden.“ — „Ich habe immer eine große Anlage gehabt, Weibern, die sich mit ihrer Tugend breit machten, etwas die Ehre abzuschneiden und ihre Tugend zu schmälern, damit die andern sich nicht so ängstlich drücken müßten, die ihre Tugend selbst schmälerten, und das that ich vielleicht gar des Wortspiels wegen.“

Es ist merkwürdig, wie wenig Entwicklung wir in Brentano's Dichtungen verfolgen können. Der von dem Dichter selbst als verwildert bezeichnete Roman: „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter“, erschien 1801 in seinem 24. Jahre; „die lustigen Musikanten“ in demselben Jahre, „Ponce de Leon“ 1804, „die Gründung Prags“ 1817, „die Phylister“ 1811; zwischen allen diesen Dichtungen ist kein wesentlicher Unterschied. Die trübseltige Stimmung des ersten und des letzten ist vollkommen gleich. Die beiden Hauptereignisse seines Lebens, der Tod seiner Frau, Sophie, die von ihrem ersten Manne Mereaue geschieden war, nach einjähriger Ehe, und sein Eintritt ins Kloster Dülmen 1818 finden in diesen Dichtungen keine Vermittelung. Eine verständige Lebensbeschreibung, die freilich nur von einem Solchen herrühren kann, der ihn zugleich genau gekannt und übersehen hat, wäre eine nicht uninteressante Aufgabe.

Den Rest des fünften Bandes nehmen drei kleine Skizzen ein. Die erste, deren Titel (der beiläufig mit „Entweder“ anfängt) zu lang ist, um ihn hier anzuführen, ist im Geschmack der Jean Paul'schen Excurse gehalten, mit den kindlichen Beimischungen, die bei Brentano nicht fehlen dürfen, z. B. Häschen, die Ostereier legen u. s. w. Der Hauptinhalt ist die Empfindung, die ein Hering bei einer vorzüglich schönen Symphonie hat. — Die zweite Skizze: „Der Phi-

lister vor, in und nach der Geschichte“, hat einen sehr guten humoristischen Vorwurf, und enthält auch in der Ausführung einige gelungene Stellen, aber der Dichter verfällt zu rasch in pathologischen Eifer und hebt dadurch den komischen Eindruck auf. Dagegen ist das Schlußlied, in welchem er seinen Glauben an die Ewigkeit der Poesie und seinen Troß gegen die Philister ausspricht, sehr gut. — Die „Geschichte des ersten Bärenhäuters“ ist eine anmuthige, wenn auch etwas zu tolle Humoreske, die einen noch viel reinern Eindruck machen würde, wenn der Dichter sich der leidigen literarischen Anspielungen hätte enthalten können.

Homburg, das Bad der Spieler.

Seitdem in Frankreich die Spielhöhlen geschlossen, und die Bankhalter mit ihrem Gesuch um Zulassung in der Schweiz abgewiesen worden sind, haben sich diese schlechtesten aller Glücksritter nach Deutschland gewandt, und in zahlreichen deutschen Bädern die günstigste Aufnahme gefunden. Nirgends aber ist die Unsitlichkeit dieser Verhältnisse größer und glänzender überfirnist, als in der Residenz Homburg, für welche durch die Spielbank eine neue Aera begann. Die Gebrüder Blanc stellten dem Fürsten sehr lockende Bedingungen, mietheten zuerst ein Privathaus, und richteten es für ihre Zwecke ein, fanden aber durch die Leidenschaft der spielenden Gimpel, die sie von allen Seiten heranzuziehen wußten, so glänzend ihre Rechnung, daß sie seit 1840 ein großes Cur-Gebäude mit Marmorsäulen u. s. w. errichteten, und dasselbe jetzt durch den Anbau zweier Flügel noch vergrößern. Sehr industriös wird für die Heranziehung der Fremden gesorgt, und auf den Eisenbahnstationen Belgiens und des östlichen Frankreichs werden mit lebenswürdiger Freundlichkeit Prospective mit Lithographien von Homburg und seiner Umgebung den Reisenden in die Hände gedrückt.

Die Herren Blanc haben diesen Punkt für ihre Zwecke sehr glücklich gewählt. Zwar sind die Badequellen Homburgs nur von geringer medicinischer Wirksamkeit, so daß man sie durch Zusatz von Nauheimer Mutterlauge zu würzen sucht. Aber die reizende Lage der Stadt am Fuße des Taunus, die herrlichen Promenaden, die Nähe Frankfurts, die leichte Erreichbarkeit des Orts durch Dampfschiffahrt und Eisenbahn brachten ein Zusammenströmen reicher Fremden und vornehmer Gauner hervor, die hier nicht sowol Wiederherstellung der Gesundheit, als Vergnügen und Gewinn suchten. Dies weckte den Speculationsgeist und die Baulust der Homburger und ihrer Nachbarn. Es entstand seit 1836 eine neue lange und breite Straße von Palästen — die Louisenstraße, — großartige Hotels, brillante Läden; für die Stadt öffnieten sich eine Menge neuer Erwerbsquellen, zumal da die spiellustigen Fremdlinge, gefesselt durch die Zauberkünste